

INTERVIEW 18. Mai 2018

Jeder ist auch ein revolutionäres Subjekt



Die Schweizer Soziologin Claudia Honegger im Jahr 1990 in Frankfurt.

Anlässlich des 50. Jahrestages der 1968er-Bewegung spricht die Soziologin Claudia Honegger über Theodor W. Adorno, Herbert Marcuse, die Frankfurter Schule und über den weiten Weg des Feminismus.

tachles: Der Weg an die «Frankfurter Schule» – war das ein Aufbruch aus der Enge eines Landes, in dem 1970 den Frauen die politische Gleichberechtigung noch immer verwehrt war?

Claudia Honegger: Nein, ich habe unsere Situation Ende der 1960er-Jahre nicht als besonders eng empfunden. Ich wollte einfach für zwei Semester nach Frankfurt gehen, um die Kritische Theorie aus der Nähe kennenzulernen. Ich hatte in Zürich neben Nationalökonomie und Philosophie auch Soziologie studiert und auch bereits

in Projekten der empirischen Sozialforschung mitgearbeitet. Aber der methodologische und theoretische Rahmen schien mir etwas arg begrenzt, und ich erwartete mir von der Frankfurter Schule neue Impulse. Als ich in Frankfurt ankam, war die heute unter dem Etikett «1968» erfasste Aufbruchstimmung, die ja auch in Zürich spürbar gewesen war, verflogen. In den Sozialwissenschaften war das Lehrangebot natürlich viel breiter als in der Schweiz. In der Philosophie gab es zwar noch viele Adorniten. Aber nach dem Tod von Theodor W. Adorno im Sommer 1969 wurde Jürgen Habermas zur prägenden Figur der Kritischen Theorie. Und er war gerade dabei, für diese mit Hilfe von Sprachtheorie, analytischer Philosophie und Sozialforschung ein neues Fundament zu erarbeiten.

War die Wirkung von 1968 in Frankfurt zu Beginn der 1970er-Jahre noch sichtbar?

Die Protestbewegung zerfiel – sowohl innerhalb wie ausserhalb der Universität (wieder) in kleine Gruppierungen, die sich zum Teil vehement bekämpften. Es gab in den universitären Fächern sogenannte Rote Zellen und jede Menge K-Gruppen sowie den Revolutionären Kampf (RK), in dem unter anderen Daniel Cohn-Bendit und Joschka Fischer den Ton angaben. Ich war da ein-, zweimal und wollte in der Gastarbeitergruppe mitmachen da ich ganz gut Italienisch sprach, aber die Herren haben mir zu verstehen gegeben, dass ich als «kleine Schweizerin» sicher zu naiv dafür wäre und zuerst mal theoretisch und bewusstseinsmässig geschult werden müsste.

Eine Begegnung mit den Männerbünden?

Ja auch, aber vor allem war es arrogant. Es gab im RK, soweit ich mich erinnere, einige sehr kluge und gewiefte Frauen, aber sie waren gerade dabei, sich zu separieren. Sie begannen eigentlich erst mit der Auseinandersetzung mit den gängigen Schriften zur Frauenemanzipation. Da fühlte ich mich dann wiederum etwas erhaben, hatten wir doch in Zürich bereits die Frauenbefreiungsbewegung gegründet und alle einschlägigen Texte gelesen und debattiert. Viele Frauen haben dann in der Folge den RK verlassen und den Weiberrat gegründet.

War das Frankfurter Institut für Sozialforschung eine Zeitenwende?

Dass das Institut für Sozialforschung (IfS) bereits 1950 wiedereröffnet werden konnte, war sicherlich ein ganz wichtiges Datum. Die Zeitschrift für Sozialforschung und das IfS waren bereits in den 1920er-Jahren gegründet und in den 1930er-Jahren von Max Horkheimer geführt worden. Er hat das Institut über Genf und Paris nach Amerika gerettet. Horkheimer kam 1949 auf einen Doppellehrstuhl für Philosophie und Soziologie zurück nach Frankfurt, und bald folgte ihm Adorno. Das war einmalig. Die erst 1914 gegründete Universität Frankfurt war allerdings bereits in der Zeit vor 1933 eine singuläre Erscheinung. Hier wurden Juden auf Lehrstühle berufen, was an anderen älteren Universitäten undenkbar war. Die Präsenz von Adorno und von Horkheimer, der auch bald Rektor der Universität wurde, machte klar, dass in der näheren Umgebung der akademische Restbestand aus der Nazizeit keinen Platz haben konnte.

Wenn sie die Grossmeister in der Erinnerung Revue passieren lassen – welche Eindrücke bleiben?

Horkheimer habe ich nur noch selten erlebt. Er machte einen sehr distanzierten und distinguierten Eindruck. Theodor W. Adorno, den ich in Zürich im Theater am Hechtplatz live erlebt hatte, war der charismatische Sprachkünstler, dem man gerne zuhörte, ohne allzu viel zu verstehen. Jürgen Habermas hingegen hat sich selbst nie als Grossmeister inszeniert. Aber er ist ein sehr schneller Denker, der immer schon woanders war, wenn Adorniten und sonstige Kritiker ihm Vorwürfe machten, er habe die Kritische Theorie verraten oder so ähnlich.

Und Herbert Marcuse?

Ja, Herbert Marcuse war wohl der damals bekannteste Vertreter aus dem alten Horkheimer-Kreis. Dabei war er 1968 schon 70 Jahre alt. Ich weiss nicht, wie er sich fühlte, als er zum Beispiel in Berlin wie ein Popstar gefeiert wurde. Aber das hängt wohl damit zusammen, dass er schon in Berkeley eine Rolle spielte, alle seine späten Schriften auf Englisch erschienen und schnell übersetzt worden waren und seine Sprache verständlich war. Hinzu kommt die Mischung aus kritischem Marxismus, Psychoanalyse und Existenzialismus – er kommt ja ursprünglich von Martin Heidegger her. Jeder ist auch ein revolutionäres Subjekt, individuelle, private Verweigerungshaltung ist auch politisch. Es geht um Eros gegen Thanatos. Also «make love (or art), not war». Da passte er bestens.

Ihre Diplomarbeit haben Sie über den Hexenwahn geschrieben – ein feministisches Thema?

Das Thema lag schon irgendwie in der Luft. «Tremate, tremate, le streghe son tornate!» («Zittert, zittert, die Hexen sind zurück!») war ein Slogan der italienischen Frauenbewegung. Zudem interessierte ich mich für Max Weber und die okzidentale Rationalisierung. Wieso kommt es in der frühen Neuzeit und nicht im finsternen Mittelalter zur Hexenverfolgung? So erwachte auch mein Interesse für die Geschichtswissenschaft, das ich dann später in Paris vertiefte. Präzise historische Studien schienen mir auch einen Ausweg zu bieten aus dem allgemeinen «Verblendungszusammenhang» und der damit verbundenen Verzweiflung.

War das der Anfang Ihrer prägnanten Auseinandersetzung mit der Gender-Thematik?

Nun ja, akademisch vielleicht. Aber mich für die Emanzipation der Frauen einzusetzen, dazu war ich schon von meiner Grossmutter aufgefordert worden. Sie war eine klassische Frauenrechtlerin, und auch meine Mutter kämpfte für das Frauenstimmrecht. «Gender» als heute wohlfeiles Etikett für alles Mögliche und Unmögliche verbirgt, dass zum Beispiel meine Hexen der Neuzeit eine präzise Untersuchung sind über die Entstehung und den Verfall eines Weltbildes und dessen institutionelle Absicherungen. Da steckt ziemlich viel «Theorie» drin, sonst wäre sie wohl auch in Frankfurt nicht als soziologische Diplomarbeit angenommen worden.

1980 kehren Sie nach Jahren in Paris nach Frankfurt zurück und gründen dort die Zeitschrift «Feministische Studien». Warum dauerte es so lange, bis der Feminismus zu einem akzeptierten Forschungsfeld werden konnte?

Lustig, dass Sie das im Nachhinein als lange Zeit wahrnehmen. Ich war, wie gesagt, fünf Jahre in Paris und habe als Postgraduierte bei Pierre Bourdieu, Michel Foucault und den Historikern der Annales-Schule studiert und auch über sie publiziert. Ende der 1970er-Jahre haben wir angefangen, über die Gründung einer akademischen Zeitschrift für Frauenforschung nachzudenken. Wir suchten nach

Verbündeten in anderen Disziplinen. Professorinnen gab es kaum, aber in verschiedenen Fächern doch bereits einige Frauen im Mittelbau, die Frauenforschung betrieben und die männerlastige Tradition ihrer Fächer hinterfragten. Dann musste sichergestellt werden, dass mehrere Nummern mit guten Manuskripten gefüllt werden könnten, es brauchte eine Redaktion, Herausgeberinnen und vor allem einen Verlag. Das alles klappte dann schliesslich und 1982 konnte die erste Nummer erscheinen. Die Vorbereitungszeit war gelegentlich nervig, aber nicht ausgesprochen lang. Von den damaligen Herausgeberinnen sind viele Professorinnen geworden, und die Zeitschrift gibt es 36 Jahre später immer noch.

Ist die Kritische Theorie männlich oder weiblich?

Nun ja, sie wurde von Männern entwickelt. Aber ihr inhärent ist eine starke Patriarchats- und Machtkritik. Es gibt ein Sensorium für die Männer und Frauen gleichermaßen einengende instrumentelle Vernunft und die paradoxen Folgen der Dialektik der Aufklärung. Die Thematisierung der strukturellen Bedingungen von Macht und Ohnmacht, die Kritik am gesellschaftlich vermittelten männlichen Charakterpanzer und damit einhergehend eine gewisse Idealisierung des nicht von Herrschaft korrumpierten weiblichen Geschlechts haben dazu beigetragen, dass sich Feministinnen zur Kritischen Theorie hingezogen fühlten und diese weiter entwickelt haben.

Käme Adorno für einen Tag zurück – was würde er sehen?

Er würde wahrscheinlich erschrecken über den schlampigen Umgang mit Sprache. Aber er würde sich vielleicht auch freuen über die vielen schönen Frauen in wichtigen Positionen und sicher über das differenzierte und anspruchsvolle Angebot in neuer und alter Musik.

Gabriel Heim

 [Twitter](#)  [Facebook](#)  [E-Mail](#)
